



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen
Provinz : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Einen besonderen Platz nimmt im Schaffen des Dichters „Rein Hüsung“ ein, und wenn es nach dem Dichter selber ginge, müßte der besondere Platz zugleich der Ehrenplatz sein. Nun verdient zwar diese dunkle Dichtung der sozialen Anklage einen ehrenvollen Platz, aber den Ehrenplatz im Schaffen Reuters wird man ihr schwerlich anweisen können. Reuter liegt mit dem Rhythmus im Kampf und die plattdeutsche Sprache verfällt mitunter in hochdeutsche Wendungen (oder doch wenigstens in hochdeutsche Art), wenn sie pathetisch reden soll. Es ist schon wahr, daß mitunter eine große Wucht der Empfindungen erreicht wird; aber ich habe dann nicht immer das Gefühl, es noch mit einem plattdeutschen Epos zu tun zu haben. Hat man das aber ausgesprochen, muß auch mit aller Schärfe betont werden, daß die Menschen der Armut zum Teil mit wunderbarer Echtheit gezeichnet und daß die Leiden der Armut von einem gütigen Herzen begriffen worden sind. Ein Meisterwerk in dem Sinne aber, daß es die ganze Art seines Urhebers ausstrahlte, kann das Gedicht schon darum nicht sein, weil ihm etwas fehlt, was sonst nicht leicht bei Reuter fehlt: der Humor. Es mag sein, daß es nicht immer der vornehmste Teil des Reuterschen Humors war, der den Büchern die Leser gewann, aber wir anderen brauchen darum nicht zu vergessen, daß dieser Humor von den tiefsten Klängen des Gefühls bis zu den unbändigsten Szenen der Komik reicht. Der warmherzige Mensch, aus dessen Schriften eine so schlichte Güte strahlt, der farbenfatte Milieuschilderer, der kraftvolle Bauern- und Menschenschilderer, der vornehme Humorist, der die Lichter seiner Ironie über das närrische Dasein dahinspielen läßt — das ist es, was wir an Reuter lieben, und dessen wir heute, hundert Jahre nach seiner Geburt, in Treue gedenken wollen. Um so mehr, als Reuter ein schweres Leben auf sich nehmen mußte, um die Bücher zu schreiben, die uns anderen das Leben so oft erleichtert haben.



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Reyher

(Fortsetzung.)

Draußen auf dem Gute wurde Botscharow von dem Kommiss, den er zum Verwalter eingesetzt hatte, mit der Mütze in der Hand und mit tiefen Bücklingen empfangen, und während er den mit Zungengeläufigkeit abgestatteten Bericht anhörte, half Surikow, ebenfalls mit der Mütze in der Hand, den Mädchen aus dem Wagen. Dann machte der junge Mensch sich an Anna Dmitrijewna.

„Tantchen! Unbezahlbare!“ sprach er leise, während sie sich rückwärts ihm entgegenstob, und küßte verstohlen ihre Hand, die er von dem Rahmen des

Schlaßes löste. „Wenige Stunden bin ich fern von Ihnen gewesen, aber ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich Sie wieder erblicken würde.“

Er umfaßte sie und hob sie von dem Tritt, wobei sie einen leisen Schrei ausstieß.

„Goldtante! Ich wäre der glücklichste Mensch, wenn —“

Er mußte aufhören zu sprechen, denn die Last war für ihn zu schwer. Er biß die Zähne zusammen und wurde blau vor Anstrengung.

„Sieh zu, Ignaschka, du läßt mich fallen!“ rief sie ängstlich. Aber er hatte sie schon einige Schritte fortgetragen und stellte sie vorsichtig nieder.

„Wenn ich Sie mein ganzes Leben so auf den Armen halten könnte,“ vollendete er fast atemlos den begonnenen Satz. „Es wäre . . .“

„Was fällt dir ein, Ignatij!“ brummte sie, indem sie das Kleid glatt strich. „Mich so zu erschrecken!“

„Es wäre für mich das größte Vergnügen, die höchste Lust,“ schloß er und küßte wieder ihre Hand, indem er sich bückte, um ihr bei dem Ordnen der Rockfalten zu helfen.

Botscharow hatte diesen zweiten Kuß gesehen, und gutmütig polternd rief er:

„He, du, Ignaschka! Du Unterrockfutter! Gar zu sehr beschäftige dich nicht mit Händeküssen und Faltenstreichen. Dazu halte ich dich nicht. Sieh zu, daß wir auf das Essen nicht lange zu warten brauchen, Schlingel. Bei mir im Magen ist es leer wie in einer Beamtentasche vor dem Gagentage.“

„So schnell wird das nicht gehen,“ versetzte Schurikow untertänig. „Erlauben Sie, daß ich Sie mit den Damen zuerst zu den Bauten . . .“

„Oh, Bruder,“ wies Botscharow ihn zurecht, „du fängst an dich zu breit zu machen. Was weißt du, Schafskopf, von den hiesigen Bauten! Sieh in der Küche nach, aber laß auch dort die Unterröcke in Frieden. Die Bauten können wir ohne dich finden und in Augenschein nehmen.“

„Na, du, was stehst du wie ein Werstpfahl!“ redete er den Verwalter an. „Setze die Mütze auf und geh voran. Anna Dmitrijewna, bewege dich. Laß die Falten. Bist so hübsch genug. Kommt, Fräulein. Will euch allen zeigen, wie man ein Haus baut, in dem mein Geld verschwindet wie in einem Faß ohne Boden. Solche Spitzbuben! Gottlose Räuber!“

Er bezog diese Scheltworte natürlich auf die Bauleute.

Unterwegs wie auch bei dem Bau schienen allen Leuten die Mützen ganz ungeheuer lose auf den Köpfen zu sitzen, denn wenn der Kaufmann sich näherte, oder auf wen er auch nur von weitem blickte, der riß die Bedeckung herunter und schützte den Schädel nicht eher wieder gegen die Sonnenstrahlen, als bis er sich in großer Entfernung und unbemerkt wußte. Die wenigen Weiber aber, die der Gesellschaft begegneten, unterließen es nicht heranzulaufen und Anna Dmitrijewna die Hand zu küssen. Die wohlgenährte Frau schien daran gewöhnt zu sein und es als etwas Selbstverständliches zu betrachten, denn sie streckte jedesmal zur Erleichterung der Ausführung die Hand vor.

Man hatte das entstehende Haus von außen betrachtet und von innen genauer Besichtigung unterworfen. Die betreffenden Handwerker hatten in allen Stücken genauen Bericht erstattet und die brummigen Bemerkungen und bösen Ausfälle des Kaufmanns mit so tiefen Verbeugungen und so zustimmenden Mienen entgegen-

genommen, als wären es lauter Dankfagungen und Schmeicheleien. Man brach auf, um zum alten Gutsgeläude zurückzukehren und dort das Mittagessen einzunehmen.

„Nun, Anna Dmitrijewna, und ihr, Mamsellchen,“ sagte Botscharow eben zu den Begleiterinnen, „macht jetzt den Schritt größer, damit wir schneller hinkommen. Ruh, mein Magen bekommt jetzt wirklich Falten, gefährliche Falten, nicht so oberflächliche, wie vorhin eure Röcke vom Sitzen in dem Schwitzkasten hatten.“

Esurikow legte mit der Bewirtung Ehre ein. Unter seiner Leitung war in der kurzen Zeit ein ganz prächtiges Mahl zustande gebracht. Er rühmte sich dessen auch bei jeder Schüssel, die aufgesetzt wurde. Er aß nicht mit, obgleich Botscharow ihn gutmütig dazu aufforderte. Er war zu beschäftigt. Er lief ein und aus, kommandierte und leitete die Mägde, half eigenhändig bei dem Wechseln der Teller und sonstigen Geräte und besorgte das Entforken der Weinflaschen wie auch das Einschenken. Außerdem hatte er beständig draußen zu tun, so daß Marja darauf aufmerksam wurde und die Frage aufwarf, was der dumme Ignatij eigentlich vorhabe.

Es kam bald zum Vorschein. Als der Nachtmisch aufgetragen war, riß Ignatij die Türflügel weit auf, und singend und sich in die Hüften wiegend, erschienen vier Paare Bauernmädchen aus dem nächsten Dorfe in der Nationaltracht, sauber und rein, als kämen sie selbst eben aus dem Bade und die Hemden und Röcke mit den Achselbändern aus der Nähstube. Mit frischen Stimmen sangen sie Tanzlieder, und gefällig und gewandt führten sie dazu den Volkstanz aus. Es ließ sich jedoch nicht verkennen, daß Ignatij sie darauf einexerziert hatte, denn sie sahen den jungen Menschen fragend an, und auf Zeichen von ihm flochten sie Touren ein, die neueren Ursprungs waren und vielleicht etwas zu frei aussahen. Im ganzen machte sich die Sache aber gut. Botscharow war zufrieden, lobte die Mädchen, befahl ihnen Wein zu reichen und entließ sie zuletzt mit einem ansehnlichen Geschenk.

Während des Mahles und Tanzes hatten alle Tischgenossen sich durch die fröhliche Stimmung und Esurikows fleißiges Einschenken verleiten lassen, etwas mehr zu trinken, als ihnen gut war, und der Kaufmann selbst hatte darin am meisten geleistet. Es war daher kein Wunder, daß er sich nach dem gewohnten Nachmittagschlaf ganz besonders sehnte. Er fand jedoch das Bett, das zu seinem Gebrauch in einem der Zimmer stand, bereits von Anna Dmitrijewna eingenommen, die herzhast schnarchte.

„Sieh, wie sie breit liegt, die Kaufmannskuh!“ brummte er unzufrieden und ging in den Garten, wo er sich in eine Ecke der Laube drückte, um sitzend, so gut es ging, etwas zu schlummern.

Er schloß die Augen, aber die Unbequemlichkeit der Lage ließ ihn nicht recht einschlafen. Er hob von Zeit zu Zeit die Lider und blickte halbbewußt hinaus. Er sah dabei, wie Marja und Olga Arm in Arm durch den Garten gingen. Er sah, wie eins der Mädchen, die getanzt hatten, im bunten Rock und weißen Hemde in der Nähe der Laube noch etwas zu suchen schien. Er erblickte bei erneutem Aufschauen, wie dieses Mädchen die Laube betrat und sich ihm näherte. Die schweren Lider senkten sich nochmals, aber — was hatte das Mädchen hier zu

schaffen? Er überwand den Schlaf und richtete den Kopf auf. Das Mädchen stand vor ihm. Das Kopftuch war tief ins Gesicht gezogen.

„Was willst du, Mädchen? Kommst du zu mir?“

Sie kniefte und neigte sich und hob ihm mit beiden Händen das Ende ihrer Schürze entgegen. Sie hatte jedoch nichts in der Schürze.

Die Gebärde war übrigens deutlich genug. Sie wünschte, er solle ihr etwas in die Schürze legen.

„Ah, Schöne,“ lachte er, „du willst noch ein Geschenk! Meinetwegen. Ihr habt mir Freude gemacht. Aber so nicht. Zeige mir erst dein Fräzchen.“

Sie schüttelte den Kopf, faßte die beiden Schürzenzipfel in eine Hand und zog mit der anderen das Tuch noch fester am Kinn zusammen.

Dem Kaufmann kam dabei etwas nicht richtig vor. Er griff zu und riß ihr das Tuch vom Kopf.

„Hundesohn!“ rief er. „Räuberbrut! Was hast du wieder ausgedacht?“

Über der Mädchenkleidung war der Kopf Ssurikows zum Vorschein gekommen.

„Onkelchen,“ sagte der Schlingel und kniefte wieder, „ich habe doch die meiste Mühe dabei gehabt. Ich bin im letzten Monat wohl zehnmal draußen gewesen und habe die Mädchen unterrichtet. Väterchen, Onkelchen, ein kleines Geschenk!“

„Sieh doch, Bruder!“ sprach Botfcharow belustigt. „Nu, bist du ein Spaßvogel! Was soll ich machen! Ihr ruiniert mich. Da, da, Galgenstrick, da hast du.“

Er reichte ihm eine violette Banknote.

„Onkelchen, Eure Gnaden, großer Kaufmann“ — Ssurikow bemühte sich wie ein Weib zu reden, indem er mit einer Hand die Schürze vorstreckte und mit der anderen die Banknote in Sicherheit brachte — „mildherziger Herr, noch eine kleine Zugabe! Ich habe auslegen müssen, habe den Mädchen die Hemden und Röcke gekauft. Wohltäter, leiblicher Vater, eine Zugabe!“

Botfcharow runzelte leicht die Stirn.

„Höre, Junge, nimm dich in acht. Werde nicht unverschämt. Willst du mich ausfaugen wie das Kalb die Kuh?“

„Onkelchen, Tit Grigorjewitsch, nur weil ich so große Ausgaben gehabt habe.“

„Nun, da hast du, nimm, Bettler“ — eine zweite Note flog in die Schürze.

„Es ist schon mein Los, daß ihr mir das Fell abzieht. Dieser Einfall, sich als Mädchen zu verkleiden!“

„Danke, Onkelchen, danke tausendmal. Ich bin ja immer bereit, mich für Sie jeder Mühe zu unterziehen. Ich denke an nichts anderes, als wie . . .“

„Gut, gut. Dein Einfall mit den Mädchen war ganz hübsch. Aber, weißt du, so, unter uns, es war doch wenig daran. Eh, Bruder, ich war einmal in Geschäften in der Hauptstadt. Gibt es da Sachen zu schauen! Der — na, wie heißt er? führte mich ins Ballett. Hohohoho, wurde da getanzt! Die kurzen Röckchen, die — na, Strümpfe, nicht Strümpfe, richtig, Trikots — man sollte glauben, sie hätten außer den Röckchen gar nichts auf dem Leibe! Und die Beine, wie sie die warfen! Ach, Sgnaschka, was sind unsere Bauernmädchen dagegen! M—ja.“

Er seufzte und kniff die Augen bei der Erinnerung zusammen.

„Onkelchen,“ sagte Ssurikow nachdenklich, „woran liegt es? Wo gibt es ein Hindernis? Die Ballettmädchen tanzen dort auch für Geld. Gott sei Dank, Geld haben Sie. Warum sollen Sie Ihr Vergnügen nicht haben?“

„Wovon sprichst du?“

„Nun, warum könnten Sie sich nicht hier ein Ballett einrichten?“

„Bist du toll, Ignaschka? Was würden die Menschen sagen?“

„Oh, wichtiger Grund! Auf die Menschen spucken Sie.“

„Ja, ja“, lächelte der Kaufmann wohlgefällig, „so ist es allerdings. Aber, Junge, bedenke, Anna Dmitrijewna und der Racker, der Utjanow, alle die Bekannten und Geschäftsfreunde! Und jetzt ist gar auch die Tochter da! Oh, Bruder, Unsinn, Unsinn!“

Er schüttelte den Kopf.

„Tit Grigorjewitsch, niemand brauchte davon etwas zu wissen. Das ließe sich doch wohl besorgen.“

„Unsinn, Unsinn,“ wiederholte Botscharow. „Und woher die Tänzerinnen bekommen?“

„Verschreiben. Das ist doch einfach. Für Geld ist alles zu haben.“

„O du Judas, Judas!“ lachte der Kaufmann. „Solch ein Schlingel! So etwas auszudenken! Sieh zu, Bruder, du fängst früh an. Wenn das nur kein schlimmes Ende nimmt.“

„Für Sie, Onkelchen. Bei Gott, für Sie bin ich . . .“

„Gut, gut. Lassen wir das. Ich habe dir aber noch nicht alles erzählt. Nach dem Ballett fuhren wir aus der Stadt, lauter namhafte Kaufleute, in ein Restaurant, wie man es dort nennt. War eigentlich eine Schenke, aber fein. Einige von den Tänzerinnen wurden auch dahin geholt, von den kleinen, weißt du, die wenig Gage bekommen. Gott, wie die armen Dinger aßen und tranken! Als ob sie eine Woche gehungert hätten. Und dann mußten sie uns vortanzen. Wäterchen, jetzt zeigten sie erst, was sie konnten. Was für Kunststücke brachten sie zustande! Man begriff manchmal nicht, ob sie die Beine oder die Arme in der Luft umhererschleuderten. Die langen Kleider hatten sie natürlich abgeworfen, und da sie keine Trikots zur Hand hatten, taten sie es ohne Trikots, so, weißt du, wie sie von der Mutter geboren waren. M—ja, lustig war es.“

Er seufzte wieder.

„Ich denke aber doch immer, Onkelchen, daß — da kommt Tantechen.“

„Ist das ein Wunder, wie schnell sie geht!“

Esurikow warf sich wieder das Tuch über den Kopf und zog es am Kinn zusammen. Anna Dmitrijewna trat mit Hast in die Laube und blies dabei wie eine Dampfmaschine. Das Gesicht war hochrot. Die Nasenflügel bebten.

„So weit ist es gekommen, Tit Grigorjewitsch,“ schalt sie, „daß meine leibliche Tochter mir melden muß, der Vater habe ein Mädchen bei sich. In meinem Beisein wagst du mit einem solchen Ekel — du“, fuhr sie auf Esurikow los, „du Hündin, du Kuhfell!“

Ehe der junge Mensch nur an die Möglichkeit denken konnte, hatte er von der Hand der Tante zwei Ohrfeigen weg, von denen jede ihn wahrscheinlich umgeworfen hätte, wenn er nicht nach jeder von der Wand der Laube aufgehalten worden wäre. Sie besaß eine gewaltig schwere Hand, die wohlbeleibte Kaufmannsfrau.

„Ai, au!“ schrie Esurikow. Das Tuch war zu Boden gefallen. Er preßte beide Handflächen gegen die Wange.

„S—gna—tij!“ stotterte Anna Dmitrijewna sprachlos vor Erstaunen.

„Sgnatij!“ rief ebenso verwundert Marja aus, die sich langsam der Laube näherte, als Sjurikow, die Wange haltend, an ihr vorüberlief.

Olga, die in einiger Entfernung stand und nicht wußte, ob sie sich nähern oder entfernen sollte, sagte nichts, war aber nicht weniger überrascht.

Botfcharow hätte sich im ersten Augenblick fast geärgert. Verdächtige Röte breitete sich über sein Gesicht. Das Komische der Geschichte bewältigte jedoch den aufsteigenden Zorn. Er lachte, lachte so herzlich, daß er sich am Tische halten mußte.

„Was, Anna Dmitrijewna, Kaufmannsfrau!“ brachte er mit Mühe heraus, während ihm die Tränen über die Backen liefen. „Hast du eine Ente geschossen? Hast deinem lieben Neffen gezeigt, was er dir schuldig ist? Bravo, bravo, Frau! Ich muß das loben. Solch eine Hexe! Solch eine Viper von einem Weibe!“

Sie war auf die Bank gesunken und suchte sich zu erholen.

„Tit Grigorjewitsch,“ sagte sie kleinlaut, „wie konnte ich vermuten, daß du — daß er — daß ihr — solche Dummheiten —“

„Und die Tochter,“ lachte er weiter, als Marja bei der Laube anlangte, „die Tochter, Marja Titowna! Das gefällt mir noch besser. Kaum ist sie aus der Gouvernementsstadt angekommen, so verschwärtzt sie gleich den Vater. Hat ein Mädchen bei sich, sagt sie. Nu, Weiber! Nu, Zeiten! Ach! ihr Vipern, ihr Vipern!“

„Pappchen,“ entschuldigte sich Marja, „ich habe es der Mama mitgeteilt, ohne etwas zu . . .“

„Gut, gut. Wollen nicht davon reden. Aber die Alte, die Alte! Nur auf den Gedanken zu kommen, daß ich am lichten Tage — vor aller Welt — während sie selbst mit mir hier ist! O Weiber, Weiber!“

Er begann wieder zu lachen.

Unterdessen ging Sjurikow im hinteren Teile des Gartens erregt auf und nieder. In seinem Kopfe arbeitete es so heftig, daß er mit den Armen gestikulirte und halblaut vor sich hin sprach.

„Sieh einmal, der alte Teufel!“ sagte er. „An solchen Sachen ist er beteiligt gewesen, der alte Sünder! Aber ich will nicht Sgnatij Leontjewitsch heißen, wenn ich ihm das nicht einrichte. Es geht. Es muß gehen. Die Mädchen sind gelehrig. Sie werden sich schon dressieren lassen. Der alte Schuster? Na, den muß man in den Kauf nehmen. Der Kerl ist stumm wie das Grab, wenn er gehörig zu essen und zu trinken erhält und einige Rubel obendrein. Wir wollen schon machen. Warte, Tit Grigorjewitsch, du mußt dran. Zahlen sollst du, daß es eine Freude sein wird. Mit violetten Scheinen kommst du dann nicht ab. Sjurikow wird dich dann ganz anders melken. Mir sind sie schon verhaßt, die violetten Scheine.“

Er kehrte zum Hause zurück, und als er in der Küche erfuhr, daß Anna Dmitrijewna allein im Zimmer sei, rieb er sich die geschlagene Wange mit Anstrengung viel röter, als sie war, und begab sich dann hinein. Mit Tränen in den Augen schlich er auf den Behen zu ihr, und demütig küßte er ihr die Hand. Sie lachte, als er kam, aber als sie ihn so zerknirscht sah und die Wange bemerkte, strich sie ihm mitleidig das Gesicht.

„Armer Junge,“ sagte sie, „sei auf mich nicht böse. Ich mußte ja nicht, daß du es warst. Warum machst du solche Streiche! Warte, ich will dir ein Pflaster auf die Stelle legen.“

Sie griff nach ihrem Reisefack, holte ein Geldtäschchen hervor und drückte ihm eine violette Note *) an die Wange. Wie er darauf mit dem Papier in der Hand so gerührt und kläglich zu ihr aussah, ging ihr das Herz ganz über. Sie preßte mütterlich zärtlich die Lippen auf seine Stirn und gab ihm eine zweite Banknote.

„Für jeden Hieb eine, Ignaschka,“ sprach sie dabei.

„Ach, Tantchen, Herzenstantchen!“ flüsterte er. „Ich beklage mich ja nicht. Für mich ist es eine Ehre, ein Genuß, von dieser lieben Hand geschlagen zu werden.“

Er drückte die liebe, schwere Hand inbrünstig an seine Brust.

„Sprich keinen Unsinn,“ berief sie ihn. „Es tut mir wirklich leid.“

„Bei Gott!“ beteuerte er, indem er die Wange hinhielt. „Schlagen Sie noch einmal, Tantchen, schlagen Sie. Es wird mir . . .“

„Haha!“ lachte sie. „Schlaufopf! Schlagen Sie noch einmal! Das soll heißen: Und zahlen Sie noch einmal. Geh, geh, Ignatij. Genug. Ich will weder schlagen noch zahlen.“

Ignatij ging mit seinen vier Bankscheinen in der Tasche weg, um die Pferde zur Abfahrt bereit machen zu lassen. Er hüpfte draußen vor Vergnügen. Er war mehr als zufrieden, denn so viel Geld hatte er an einem einzigen Tage noch nie erworben.

„Bier!“ kicherte er. „Bier violette Scheinchen! Wenn sie so ankommen, nicht einzeln, sondern in ganzen Gruppen, dann lasse ich sie mir gefallen, dann ist es ganz angenehmes Papier. Bier auf einmal! Und ehrlich verdient, bei Gott, völlig ehrlich. Drei lege ich zum Kapital — dem Herrn im Himmel sei Dank — es mehrt sich — und einer wandert allmählich zu Tschernow und zu — warte nur, Tit Grigorjewitsch, warte nur. Bald sollst du regenbogenfarbige**) Noten zahlen.“

„Da hast du deine Tochter, Cure Wohlgeboren,“ sagte am Abend Botsharow zu Schejin, der das schwere Rollen der Kutsche von weitem vernommen hatte und zum Brückchen hinausgegangen war. „Besieh sie dir. Sie ist heil und ganz.“

„Er ist nicht so schlimm,“ äußerte sich Olga, als sie beim Tee dem Vater von den Ereignissen des Tages berichtete. „Er scheint ein guter Mensch zu sein, und seine Familie wie auch seine Leute haben es gewiß nicht schlecht. Aber seine Ausdrucksweise ist schrecklich. Vrr, ich könnte mich daran nicht gewöhnen. Aus einem Verkehr zwischen ihm und dir, Papa, kann wohl schwerlich etwas werden.“

„Ich werde mich hüten,“ versetzte der Vater. „Ich will den Versuch gar nicht machen. Ich habe schon heute morgen gemerkt, daß die Unterhaltung mit ihm und mit seiner Frau die Nerven zu sehr aufregt.“

„Ich denke mich auch soviel wie möglich von ihm fernzuhalten. Ich kann mit Mascha ja hier und auf der Straße zusammen sein.“

„Wie eigentümlich!“ sagte sie bald darauf. „Ich kann das Verhältnis bei den Botsharows nicht begreifen. Der Spurikow ist der Nefte des Kaufmanns

*) gleich 25-Rubel=Schein.

**) gleich 100-Rubel=Schein.

oder vielleicht der Frau — ich weiß es nicht; aber einerlei, er ist doch in beiden Fällen der Vetter Maschas. Er nennt sie jedoch Marja Titowna und Sie, während sie ihn Ignatij oder Ignaschka und Du anredet. Überhaupt spricht sie wegwerfend mit ihm wie mit einem Diener oder noch schlechter.“

„Bei dieser echten Kaufmannsart ist die Erklärung nicht so schwer,“ meinte der Vater. „Er hat wahrscheinlich das Unglück, arm zu sein, und das ist bei solchen Leuten allemal ein Verbrechen. Hast du Marja Titowna nicht darum befragt?“

„Ja, gefragt habe ich. Sie gab keine direkte Antwort. Sie sagte nur: Ach, der dumme Ignaschka!“

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 5. November 1910.

Der Zar in Potsdam — Die neuen Diplomaten — Esasonow — Seine Hauptkunst — Frankreich vor neuen Problemen.

Wie jede Monarchenbegegnung, so hat auch der Besuch des Zaren in Potsdam am Freitag, den 3. d. M., der Presse Gelegenheit gegeben, sich darüber zu verbreitern, ob der Besuch lediglich als ein Akt der Höflichkeit oder als ein solcher von politischer Tragweite anzusprechen sei. In der russischen Presse wird die politische Bedeutung des Besuches freimütig zugegeben, in der französischen sucht man geüffentlich seinen familiären Charakter zu unterstreichen und ihm jede politische Tragweite abzusprechen. Wenn sich die Chefs zweier Handelshäuser besuchen, begnügen sie sich gewöhnlich nicht mit Unterhaltungen über die Kinder; wenn sie aber zu dem Besuch auch ihre Prokuristen beordern, dann darf man getrost annehmen, daß die Unterhaltungen sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf ganz bestimmte, aktuelle Fragen ihrer beiderseitigen Geschäftsbeziehungen erstrecken werden. Dann hilft kein Vertuschen und Ableugnen: für die Konkurrenz steht die Tatsache fest, daß bei dem Besuch ernsthaft von Geschäften die Rede gewesen ist. — Zar Nikolaus der Zweite hat sich den neuen Minister für die auswärtigen Angelegenheiten seines Reichs, Herrn Esasonow, aus Petersburg kommen lassen, Kaiser Wilhelm hat außer den Berliner leitenden Diplomaten auch seinen Petersburger Botschafter, den Grafen Pourtalès, und den Militärbevollmächtigten Herrn von Sinke nach Potsdam beordert. Einen solchen Stab von praktisch tätigen Diplomaten bietet man nicht auf, um lediglich Pflichten familiärer Höflichkeit nachzukommen, und so halten wir uns auch für berechtigt, trotz ihres privaten Charakters in der Potsdamer Zusammenkunft einen politisch bedeutsamen Vorgang zu sehen, dessen Folgen sich in kürzerer oder längerer Frist bemerkbar machen müssen. Zum Überflus lesen wir heute in der „Norddeutschen Allg. Ztg.“: „Die Zusammenkunft hat Gelegenheit geboten zu wiederholten Besprechungen zwischen den Souveränen und den deutschen und russischen Staatsmännern und zu einem beide Teile befriedigenden Gedankenaustausch über politische Dinge.“

Eine besondere Bedeutung gewinnt die Aussprache in Potsdam durch die Tatsache, daß die verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik Rußlands und Deutschlands einander zum ersten Male gegenübertraten und daß in beiden Reichen die betreffenden Staatsmänner Erben und Liquidatoren einer internationalen Politik sind, die seitens der beiden Völker mit wachsendem Mißtrauen beobachtet wurde. Die beiderseitigen Diplomaten haben die Aufgabe, im eigenen Lande das Vertrauen zur auswärtigen Politik der Regierungen wiederherzustellen. Beiden ist als Richtschnur gestellt: Stetigkeit. Hatten Fürst Bülow und sein Staatssekretär es mehr in der äußeren Form als in der Sache an Ruhe fehlen lassen und dadurch häufig genug Mißtrauen geweckt, so hatte Herr Iswolski besonders in der Sache gesündigt. Das trat scharf zutage, nachdem König Eduard der Siebente die Augen auf immer geschlossen hatte. Da zeigte es sich, daß in Petersburg an der Sängerbücke nicht russische, sondern englische Politik gemacht wurde; da zeigte es sich auch, daß Herr Iswolski die historischen Zusammenhänge, die die Grundlage jeder verständigen Politik bilden müssen, nur einseitig im Spiegel einer westeuropäischen oder, wie die nationalen Blätter unter Bezugnahme auf die freisinnige Partei der R. D., konstitutionellen Demokraten, nicht unzutreffend sagten: im Spiegel einer kabettischen Weltanschauung sah. Iswolski glaubte Hand in Hand mit England und Frankreich Rußland durch alle Fährnisse der internationalen Politik durchsteuern zu können, wie die russischen Demokraten glaubten, das Zusammengehen mit den genannten Ländern würde der inneren Politik eine liberalere Richtung verleihen. Statt dessen hat Iswolskis Politik für Rußland nur Schädigungen gebracht und der englische Einfluß hat die Reaktion seit 1906 keinen Schritt aufgehalten. Für die russischen Liberalen bedeutet die Episode mit Iswolski eine heilsame Erfahrung, die schon jetzt beginnt ihren Nutzen zu offenbaren: in den verständigen Organen der russischen Presse beginnt man den deutschen Verhältnissen mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Natürlich haben wir dabei nicht die Äußerungen der „Nowoje Wremja“ im Auge. Wenn dieses absolut charakterlose Blatt des demokratischen Niederadels am Tage der Zusammenkunft in Potsdam seinen ersten Leitartikel (Nr. 12433) in ein „Deutschland hoch!“ ausklingen läßt, dann will das für seine wahren Gefühle uns gegenüber nichts sagen. Schon im zweiten Leitartikel wird uns Unaufrichtigkeit vorgeworfen und wird den Lesern aufgetischt, Deutschland trage die Schuld an den Schwierigkeiten Rußlands im nahen und mittleren Orient. Was uns mit einer gewissen Zuversicht für die Besserung der Beziehungen von Volk zu Volk erfüllt, das ist die sich häufiger wiederholende Anerkennung unserer innerpolitischen Zustände. Wie bekannt, schöpfte die russische Gesellschaft bis zur Revolution und darüber hinaus ihre Weisheit über Deutschland in erster Linie aus dem Lager der deutschen Sozialdemokratie. Selbst ein Mann mit so stark ausgeprägtem nationalen Empfinden wie Peter Struve stand vollständig im Banne unserer Genossen. Deutsche Zeitungen aber wurden nicht gelesen, abgesehen vom „Berliner Tageblatt“ und dem „Simplizissimus“. Die „Rossische Zeitung“, die seitens der Intelligenz hätte angenommen werden können, war bis 1905 achtzehn Jahre hindurch verboten gewesen. Man sah in Deutschland den Hort der Reaktion und bürgerlicher Unmoral. Seit einiger Zeit, — uns scheint es, seit etwa einem Jahr, — finden wir in russischen Blättern aller Richtungen anerkennende Berichte über unsere politischen und sozialen Verhältnisse. Da wird geschildert, wie die Inhaberin einer Pension in Rauheim mit ihren Töchtern den Sommer über arbeiten, um im Winter reisen zu können, — und den russischen Frauen wird gesagt: tut auch so; dann wird die Tätigkeit eines Bauerngutsbesitzers

in Westfalen und seine Erfolge dargestellt; wieder ein anderer Russe ist in das Christliche Hospiz in München verschlagen worden und begeistert sich an der Vornehmheit des Betriebes und der darin verkehrenden Menschen. Heute liegt uns eine Betrachtung des „Westnik Zewropy“ (Oktoberheft S. 408) über die Moabiter Vorgänge vor. Die Vorgänge „können als eine gute Illustration der preußischen Regierungsmoral“ und Tradition dienen. . . . Straßenunruhen werden lediglich mit Hilfe der gewöhnlichen Sicherheitspolizei unterdrückt, ohne Ausnahmemaßregeln irgendwelcher Art und ohne Mitwirkung des Militärs. Die allgemeine Ordnung und Gesetzgebung, bürgerliche und politische Rechte behielten volle Geltung und haben nicht eine Minute während der tagelangen Kämpfe aufgehört zu wirken. Und doch gibt es in Preußen das harte Gesetz vom 4. Juni 1851 und in der Verfassung die §§ 36 und 111, die die Verhängung des Belagerungszustandes betreffen. . . . Niemand hat die Anwendung von Ausnahmegesetzen gefordert . . . und während in Berlin die Ausschreitungen vor sich gingen, konnte in der Presse eine freie, häufig recht radikale Polemik ungestört stattfinden, die sich gegen die Kaiserreden und gegen die Regierungsmassregeln richtete. . . .“ Solche Äußerungen der russischen Presse haben viel mehr Wert als das „Hoch!“ der „Nowoje Wremja“, denn sie sind geeignet, uns in der Achtung der gebildetsten Kreise Rußlands wiederherzustellen und es ihnen wünschenswert erscheinen zu lassen, mit uns Schulter an Schulter für den Weltfrieden und für die Ausbreitung der Kultur zu arbeiten.

Zu diesem beginnenden Wandel in der russischen öffentlichen Meinung paßt das Bild, das sich uns in Potsdam entrollte, recht gut, und es scheint uns ein gutes Omen zu sein, daß der neue Leiter der russischen auswärtigen Angelegenheiten unter diesen Verhältnissen seinen ersten Besuch im Auslande bei uns anbringt. Herr Sasonow, politisch ein unbeschriebenes Blatt, entstammt jenen Kreisen des russischen Landadels, die sich, wie wir solches z. B. bei dem russischen Ministerpräsidenten Stolypin beobachten, eine gewisse Natürlichkeit im Auftreten und Anspruchslosigkeit gegenüber ihrer Umgebung bewahrt haben. Das, was man schlechtthin höfische Atmosphäre nennt, ist ihnen im Innersten zuwider, höfische Liebenswürdigkeit weckt in ihnen Unbehagen und Mißtrauen. Solche höfische Atmosphäre, die mit dem Fürsten Bülow in unser Auswärtiges Amt gezogen war, scheint nun von unserer Diplomatie gewichen zu sein. Die mise en scène, die Fürst Bülow meisterhaft verstand, ist — mit Bezug auf die auswärtige Politik können wir uns dessen ohne Einschränkung freuen — einfacher geworden. In dem Verhalten unserer Diplomaten liegt neuerdings eine vornehme Zurückhaltung, die auf Kraftbewußtsein und Selbstvertrauen schließen läßt, die aber auch Vertrauen einsüßt, weil sie nicht mehr Hoffnungen erwecken will, als wie sie wirklich imstande wäre zu befriedigen. Ähnlich wie den Briten gegenüber ist die kühle, sachliche Art des gegenwärtigen Reichskanzlers auch bei den Russen weit besser geeignet, Sympathien zu erwecken, als das konziliante Wesen seines Amtsvorgängers. Wer ein wenig mit den diplomatischen Personalien in St. Petersburg Bescheid weiß, kann sich leicht von der Richtigkeit unserer Beobachtung überzeugen. Die in ihrem Wesen einfachsten ausländischen Diplomaten waren auch die erfolgreichsten. Ist man in der Wilhelmstraße Herrn Sasonow in der Art gegenübergetreten, wie wir annehmen, dann glauben wir auch, daß er auch ein persönliches Vergnügen darin finden wird, mit unserer Diplomatie die engere Fühlung zu nehmen, die in sachlicher Beziehung dem russischen Reich so unendlich not tut. Rußland ist durch die Politik Tswolkis von seinen Bundesgenossen gefesselt, im übrigen isoliert. Die russisch-nationale — in der

inneren Politik sehr einflußreiche — Halbmonatschrift „Okrainy Rossiji“ (Nr. 42 vom 16./29. Oktober) schreibt ganz zutreffend: „Welche Ideen der neue Minister auch mit ins Amt bringen möge, er muß sich doch mit allem dem abfinden, was vor ihm geschah; damit ist er verbunden. Seine Hauptkunst wird sich darin zeigen, daß er geschickt und zur richtigen Stunde die Maschen aufknüpft, mit denen die russische Politik umflochten ist.“ Was das Blatt speziell mit den lästigen Maschen meint, sagt es nicht, aber wir können uns denken, daß z. B. das russisch-englische Abkommen in Persien und gewisse Punkte des Bündnisvertrages mit Frankreich dazu gehören. Frankreich hat sich als ein höchst unzuverlässiger Bundesgenosse erwiesen; sowohl im Kriege gegen Japan, wie bei Gelegenheit der letzten Orientkrisis hat es vollständig versagt. Jetzt hat sich überdies durch den Eisenbahnerstreik gezeigt, wie nahe die Republik daran ist, der Anarchie zu verfallen. Das Abkommen mit England erweist sich immer mehr als eine Gefährdung der russischen Interessen und des Friedens in Zentralasien. Schließlich wird auch erkannt, daß der Einfluß Englands und Frankreichs in der Türkei erheblich zurückgegangen ist. Im Lande des Halbmonds wächst eine selbständige Großmacht zu neuer Kraft heran, die langgehegten Plänen der Russen am Bosphorus und in Vorderasien ein energisches Veto entgegenzustellen vermag. Alle diese Dinge stellen vor den neuen Leiter der russischen auswärtigen Politik eine Fülle arg verwirrter Probleme, zu deren friedlicher Lösung er unbedingt die Hilfe der Dreibundmächte, insonderheit des guten Willens von Deutschland und Österreich-Ungarn bedarf.

Von Interesse wird es nun sein, zu beobachten, wie Frankreich sich mit der neuen Verschiebung der Mächte abfinden wird. Sie stellt die Republik vor eine Fülle neuer Aufgaben in Fragen seiner auswärtigen Politik. Wird es stärkere Anlehnung an Großbritannien suchen? Wird es endlich seine Revancheideen zugunsten eines engeren Anschlusses an das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet aufgeben? Die Beantwortung dieser und noch mancher anderen Fragen wird verschoben ausfallen, je nach dem Umfang, dem Verlauf und Abschluß der jüngsten Besprechungen in Potsdam.

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, darüber hat Carl Zentsch seine Gedanken in einem starken Bande zusammengefaßt (Leipzig, G. Haberland, 1909, 10 M.). Die Anschauungen des selbständigen Denkers, der seit vielen Jahren zu den fleißigsten Mitarbeitern der „Grenzböten“ gehört, sind den Lesern dieser Blätter vertraut; und wer ein ernsthaftes Interesse an den religiösen und kirchlichen Fragen unsrer Zeit hat, wird sich auch mit dem reichen Inhalte dieses, wie sich bei Zentsch von selbst versteht, offen, klar und fesselnd geschriebenen Werkes gern beschäftigen und innerlich auseinandersetzen. Freilich ist es ein Buch, das in ganz besonderem Maße reife Leser voraussetzt, die einerseits eine fremde Meinung ohne Empfindlichkeit anhören können und von ihr lernen wollen, andererseits aber auch selbständig zu prüfen und zu urteilen in der Lage sind. Denn so bereitwillig ich es ausspreche, daß protestantische Engherzigkeit ebenso wie katholische aus dem Werke dieses Mannes viel lernen kann, der aus seiner Liebe zur katholischen Kirche kein Geheimnis macht, so entschieden möchte ich doch auch betonen, daß mir manches Urteil Zentsch's ganz unverständlich, mancher seiner Gedankengänge recht bedenklich erscheint. Nur auf drei Punkte sei besonders hingewiesen. Wenn in einem so umfangreichen Werke über das Christentum für die Denkenden im deutschen Volke Gestalten wie Thomas von Aquino und Döllinger viele Seiten lang behandelt werden, Luther aber nur ganz flüchtig als

Bekämpfer des römischen Sakramentsbegriffs gewürdigt wird, so hat man doch den Eindruck, daß die großartige religiöse Persönlichkeit Luthers und die eigentümlichen positiven Kräfte der Reformation Sentsch im Innersten fremd geblieben sind. Ferner stellt er die Dinge einfach auf den Kopf, wenn er behauptet, die deutschen Katholiken dächten nicht an eine Vernichtung der evangelischen Kirche, wohl aber erstrebten die Protestanten die Vernichtung der katholischen (S. 369, 435); es liegt vielmehr einfach im Wesen des Katholizismus, daß er die Zerstörung jeder ihn ablehnenden Reperkonfession erstreben muß, während es im Wesen des Protestantismus liegt, daß er wohl eine gründliche Reformierung der katholischen Kirche aus dem Evangelium heraus wünschen muß, jeder gewaltsamen Uniformierung der Christenheit aber gerade widerstrebt. Endlich ein Wort zur Sittlichkeitsfrage. Sehr bedauere ich hier, daß Sentsch trotz seines Protestes gegen die Bekämpfer der Ehe die Prostitution als unentbehrlich hinstellt (S. 660, 669); wenn er sagt, daß jede außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes als Sünde bezeichnet werden „dürfe“, diese Sünde aber zu den unvermeidlichen gehöre, so ist ihm zu erwidern, daß unsre evangelische Sittlichkeit den Begriff einer „unvermeidlichen Sünde“ allerdings nicht kennt und daß ungezählten ernstern Männern in unsrem Volke das bezeichnete Tun gar wohl als vermeidlich gilt.

Lic. G. Wufmann

Shakespeare in deutscher Sprache herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf (Berlin, Georg Bondi).

Bisher sind fünf Bände der Übersetzung zur Ausgabe gelangt, die folgende Dichtungen enthalten:

Band I: Coriolanus, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra.

Band II: Romeo und Julia, Othello, Der Kaufmann von Venedig.

Band III: König Johann, König Richard der Zweite, König Heinrich der Vierte (Erster Teil).

Band IV: König Heinrich der Vierte (Zweiter Teil), König Heinrich der Fünfte, König Heinrich der Sechste (Erster Teil).

Band V: König Heinrich der Sechste (Zweiter Teil), König Heinrich der Sechste (Dritter Teil), König Richard der Dritte.

Gänzlich neu übersetzt von Gundolf sind Coriolanus, Antonius und Cleopatra, Othello. Romeo und Julia ist unter Zugrundelegung der Schlegelschen Übersetzung wesentlich erneut. Bei den übrigen Dramen beschränkte sich Gundolf auf die Durchsicht der Schlegelschen Übersetzungen, nicht ohne daß er auch da — über das Maß sonst üblicher Durchsicht — besserte, ausfüllte und, wo sie fehlte, dichterische Unmittelbarkeit herstellte.

Die Monumentalität des Unternehmens, einzig hervorgerufen durch die unbedingt treue Vergegenwärtigung des Genius, hält der äußere Eindruck des Werkes fest*). Plan und Ausschmückung des Druckes rühren von Melchior Lechter her, unter dessen Leitung die ganze äußere Herstellung erfolgt. Ohne Zutat und Überhäufung mit spielerischem Dekor ist der Text in ruhig klare, möglichst geschlossene Druckbilder geordnet, die durch sich selbst und einen sie umschließenden Rahmen den Eindruck unmittelbarer Körperhaftigkeit hervorrufen. Die Form der Umrahmung ist für die innerlich zusammengehörigen Dichtungen, die Römerdramen des ersten Bandes, die venezianisch gefärbten des zweiten und die Königsdramen der späteren Bände jeweils einheitlich und trägt so weiterhin dazu bei, dem Ganzen, ohne das

*) Die Bedeutung dieses „neuen Shakespeare“ wird Berthold Valentin in Heft 46 der „Grenzboten“ ausführlich würdigen. (Die Red.)

Auge zu ermüden, den Charakter von Ruhe, Einheitlichkeit und Geschlossenheit zu geben und den Geist von zerflatternder Zerstreuung mit schmückenden Außendingen auf den dichterischen Kern zurückzuführen. In den Titelblättern der einzelnen Dichtungen ist diese Umrahmung reicher — aber auch da für die zusammengehörigen einheitlich — ausgestaltet. In diesen Umrahmungen genießen wir, wie immer bei Melchior Vechter, die unmittelbar sinnliche Verlebendigung (ohne umschreibende Schilderung oder andeutende Allegorie) des inneren künstlerischen Gesichts der Dinge. Die unbeugsam mannhafte Seele Roms, die leidenschaftlich abenteuernde, sich zierhaft verfälschende Veneziens, die ritterlich dienst- und streitbare, vaterländisch eifervolle Britanniens gewinnen in seinem Blut und unter seiner Hand neue, selbständige und unbedingte Gestalt, die aber von dem Urwesen mehr überliefert als taufend noch so getreue Abbildungen und Wiedergaben. Nichts Einzelnes deutet den Gegenstand an, dessen Erinnerung wachgerufen werden soll; aber sein Geist im ganzen ist erweckt und lebendig, und um so lebendiger, als er sich nicht in einem entlehnten, sondern in einem Körper unmittelbar gegenwärtigen Lebens darstellt und damit ganz in Übereinstimmung mit der inneren dichterischen Verfassung des Werks. Dieses Lebens Geist und Form, des Künstlers vollkommenste und eigenste Bildung, ohne andere Inspiration als etwa vom Ganzen des dichterischen Genius, schmückte die Titelblätter, welche die Bände eröffnen, mit dem huldigenden Sinnzeichen: zwei auf mächtigem Himmel über Sterne und Wolken sich erhebenden Leiern, dem körperhaften und leuchtenden Ausdruck des Unbedingten, Überweltlichen, Kosmisch-Unergründlichen des wahren Dichters.

B. V.

Die Seele des Kindes. Unsere Zeit, die den Kopf so voller Reformen hat, daß ihr manchmal schwindlig davon wird, will sich auch des Kindes annehmen. Offenbar eine der wichtigsten Fragen, aber auch die gefährlichste für voreilige Schlußfolgerungen, denn zuletzt wird immer nur die Erziehung von wirklichem Wert sein, die das richtige Verhältnis von Bevormundung und Anleitung zur Selbstbetätigung herstellt. Das einmal aufgeweckte Kind bedarf noch mehr als jenes, das Trägheit oder Verfonnenheit (beides ist oft kaum voneinander zu unterscheiden) in Untätigkeit halten, der richtigen Leitung. Am gefährlichsten sind einer jungen empfänglichen Seele jene ungeordneten Eindrücke, ob sie nun, wie in der alten Schule, die sich gar nicht um das Privatleben kümmerte, vollkommen dem Zufall und dem Angebot jener Schundliteratur, mit dem die kleinen Papiergeschäfte die Seele des Kindes vergiften, oder der planlosen Neuerungssucht einer modernen Mutter, die ihre Gertrud mit der Bonne in die Kunstausstellungen schickt, ausgeliefert wird. Im Grunde ist es schon ein Fehler, wenn man glaubt, für die Erziehung des jungen Menschen ganz besondere Regeln aufstellen zu müssen, die mit den allgemeinen Gesetzen des Aufnehmens und Verarbeitens von Wissens- und Anschauungsstoff nichts zu tun haben. Wenn man glaubt, die Seele des Kindes sei im Grunde der des Erwachsenen ein Rätsel. Das führt zu leicht zu einer Systemlosigkeit und einer haltlosen Überschätzung jenes frischen Anschauungstriebes und geheimnisvoll sich regenden Prophetentums, das auf einer größeren Willkür der Assoziationsfähigkeit des Kindes beruht.

Alle diese Fähigkeiten sind zu fördern, nicht zu ersticken in totem Vertram. Lebhaft, aber geordnete Assoziationsfähigkeit muß also auch vom Lehrer und Erzieher verlangt werden. Aber man scheue sich doch etwa ja nicht, den Urwald von Vorstellungen und Bildern in der Kindesseele mit der Ordnung der geregelten Wissenschaft in Ackerland und Waldkultur zu wandeln. Jedes Chaos ist der Ordnung dankbar, die seine Kräfte erst recht fruchtbar macht. Schlimm steht es

allerdings, wenn in dem Erzieher selbst die Ordnung das dürftige Chaos der eigenen Jugend zu einem Brachfeld gewandelt hat.

Aber unter diesen Gesichtspunkten behalten einige Bestrebungen, wie das Spielzeug und die Jugendlektüre, von denen jetzt anlässlich mehrerer Ausstellungen in Berlin und Hamburg die Rede ist, doch einen rein vorbeugenden Charakter. Daß man in einer Ausstellung der Schundliteratur in Hamburg jenen Schmökern zu Leibe geht, die schon so viel Unheil gestiftet haben, und ihnen gesunde Gegenbeispiele an die Seite stellt, ist recht erfreulich. Man rechnet damit, daß das Bedürfnis nach phantastischen Geschichten im Kinde nun einmal vorhanden ist und der Heroenkult tief in der Seele des strebenden Menschen wurzelt. Also Kunst und dichterische Quellkraft an Stelle von Schund und vergifteten Brunnen. Auch das Spielzeug aus eigener Hand, wie es im Berliner Warenhaus Diez zu sehen ist, hat eine tiefe Berechtigung. Aber ob man es deshalb zu einem öffentlichen Wettbewerb, wie er sonst für Kunstwerke veranstaltet zu werden pflegt, auffordern dürfte, muß doch recht energisch angezweifelt werden. Eine Lehrerin, die seit Jahren eifrig sich um die Propaganda in Schulen für solche Betätigung des Kindes bemüht, hat es abgelehnt, die Leitung dieser Ausstellung zu übernehmen. Es mag auf der anderen Seite richtig sein, daß die große träge Masse des Großstadtpublikums nicht anders als durch solche Riesenreklame auf eine neue Idee aufmerksam gemacht werden kann. Weshalb? — Weil in der Großstadt die Fühlung von Schule und Familie unendlich viel schwerer herzustellen ist als draußen im Lande. Doch sollte hier nicht ein guter Wille, oder wenn der nicht aus sich selbst kommt, eine tüchtige Verordnung die Lehrer an ihre gewiß im Weltstadtgetriebe viel schwerer zu lösende Aufgabe in dieser Richtung erinnern? Die Kinderseele aber einem übertriebenen Ehrgeiz preisgeben, um eine schlummernde Energie zu wecken, sie öffentlich zu Erfindern stempeln, das ist denn doch ein höchst gefährlicher Schritt.

Es ist hier zuletzt die Frage nach der ästhetischen Erziehung des Kindes ganz im allgemeinen zu berühren. Denn um die handelt es sich schließlich bei all solchen Veranstaltungen für das Kind. Es wäre sehr schön, wenn die Jugend zu Hause nur geschmackvolle Möbel und Bilder zu sehen bekäme, wenn die Stadt, in der sie aufwächst, nach großen Gesichtspunkten erbaut wäre und das Straßensbild wie die Architektur den Sinn für lebendige Kunst erzöge. Aber damit soll es vorerst auch genug sein. Es ist ein großer Unterschied, ob das Schulgebäude eher einem Gefängnis ähnlich sieht, oder ob es ein Wrba, ein Taschner mit heiterem Schmuck geziert, ein Ludwig Hoffmann seine sinnreichen Formen ihm aufgeprägt hat. Von hier aus zum Schulbilde, zum Lesebuch, endlich zum Museumsbesuch oder besser noch ästhetischer Heimatkunde. Aber alles muß seine natürliche, unauf-fällige Entwicklung haben, ohne Präntension als das Selbstverständliche, zum Leben Notwendige geboten und wo nötig erklärt werden. Darüber hinaus aber ist eine ästhetische Erziehung nur eine Erziehung zur Oberflächlichkeit. Denn wenn schon zahllose Künstler an jener Klippe scheitern, die die Sinneskultur über ethische Werte stellt, wieviel mehr die Jugend. Die Kunst und zumal ihre Ausübung muß dem Erwachsenen vorbehalten werden, sie muß einem inneren individuellen Gesetz, einer unwiderstehlichen Macht des Genius folgen. Aber die Jugend muß sie als etwas Fertiges, von reifen Menschen Geschaffenes, als das Weltbild, in das sie sich einzuleben hat, hinnehmen und zu verstehen suchen, nicht aber das Unglück frühreifer Talente vermehren.

W. M.